


# Einsichten13

Das Magazin der Evangelischen Journalistenschule





The Good, the Bad and No Ugly:  
Klaus Lemke mit seiner Darstellerin  
Sina Bianca Hentschel



# Der Cowboy

Ein Regisseur schraubt am eigenen Mythos. Klaus Lemke hält Film für den letzten echten Männersport. Der beste Beweis ist er selbst

Text Christoph Cöln Fotos Jerun Vahle

**W**er den Filmemacher Klaus Lemke treffen will, braucht einen großen Speicher. Denn es hagelt SMS. Dutzende SMS. In den Kurznachrichten empfiehlt er, die neuesten Artikel über ihn zu lesen. Das klingt dann so: „Bitte check SZ vom 15./Kultur München/K.“ K wie knappe Regieanweisungen, kurze Schnitte, kein Larifari. Lemke ist irgendwie immer am Set.

Die erste Begegnung findet am Premierenabend seines Films „Schmutziger Süden“ statt. Organisiert hat die Veranstaltung das Kulturreferat der Stadt München in der U-Bahn-Station Maximilianstraße. Besser könnte die Location nicht gewählt sein: Oben flaniert die Haute-Volée in den Boutiquen, unten wird noch notdürftig der Dreck zusammengekehrt. Lemke erscheint in lässiger Abendgarderobe und mit einer tief ins Gesicht gezogenen Schlägermütze, die schon lange den Blick auf sein Haupthaar verwehrt. Sein Gesicht ist auffällig braun gebrannt, sein Körper durchtrainiert, ein Gang wie Gary Cooper. Im Arm hält er eine junge Blondine. Er stellt sich nur knapp vor, deutet dafür mit der Hand auf seine Begleiterin: „Das ist die Schlampe, von der ich erzählt habe.“ Ein Grinsen macht sich unter der Mütze breit – und man kann nur erahnen wie seine Augen funkeln.

Klaus Lemke ist das Enfant terrible der deutschen Filmszene. Ein Abweichler, dessen Werke abseits des hoch subventionierten Filmförderungs-systems entstehen. Wundersam hingerotzte Streifen, schnurgerade erzählt, aber dabei immer unberechenbar, das Temperament der Straße atmend. „Man muss das Erzählen zum eigentlichen Abenteuer eines Films machen“, sagt Lemke. Seit über 40 Jahren macht er das so: mit kleinstem Budget, stets selbstfinanziert und ohne Rücksicht auf Quoten oder Produzentengerede. Dafür mit maximalem Freiraum.

Es gibt bei ihm kein Drehbuch, keinen Masterplan. Gute Ideen schreibt er morgens auf Klebezettel,

die in seiner Wohnung überall an den Wänden hängen. „Irgendwann kommt in der Früh der Rundruf ans Team“, sagt Helmut „Kiri“ Kirmayer, ein alter Kumpel, „und da sagt er dann, wo und was heute gedreht werden soll.“ Filmen als Improvisationstheater. Ein Prozedere, bei dem viele andere Produktionen implodieren würden. Auf seinen Stil ist Lemke stolz. Er behauptet: „Ich bin der einzige wirklich unabhängige Filmemacher Deutschlands.“

Bevor die Filmvorführung im Maximiliansforum losgeht, schenkt Lemke erst mal jede Menge Schnaps aus. Über hundert Menschen drängen sich in dem ehemaligen Fleischwarengeschäft, das zum Kunstraum umgewidmet wurde. Darin eine provisorische Bar, triste Kacheln an den Wänden und ein paar Klappstühle, mehr nicht. Es ist zugig und ziemlich kalt an diesem Abend. Lemke geht mit dem Tablett voll Hochprozentigem durch die Reihen und jeder muss mal zugreifen. Edelbrand statt Kanapees. Ein paar Minuten später wird die Prozedur wiederholt bis alle Flaschen leer sind. Dann wandert er nach vorne und gibt den Conferencier.

#### **Absolutes Risikomaterial**

Er spricht vom Filmemachen, von Musik und natürlich von den Frauen. Das heißt bei ihm: chaotische Drehs, Serge Gainsbourg und die Vorliebe für „große Titten“. Wenn Lemke „Titten“ und „Schlampen“ im Munde führt, und das tut er in der Öffentlichkeit ziemlich oft, dann ist das nicht nur Teil der Lemke-Inszenierung. „Schlampen“ ist sein Synonym für junge Frauen im Allgemeinen, und gutaussehende junge Frauen im Besonderen. Männer dagegen spricht er vorzugsweise mit „Cowboy“ an. In seinem Wortschatz wimmelt es nur so von Anzüglichkeiten und Anglizismen, die andere pennälerhaft finden. Dem Regisseur aber ist es ernst mit dieser Sprache. Sie lässt den Machismo früher Gangsterfilme lebendig werden, die

rauchenden Bogarts, Cagneys und all die anderen breitbeinigen Hard-Boiled-Figuren. Eine Triebssprache, die Unverstelltheit suggeriert, die durch Übertreibung Distanz schaffen und zugleich überwinden soll.

Lemke ist sich bewusst, dass sich niemand trauen würde, vor Publikum, vor den Honoratioren der Münchner Kulturbürokratie derart zu reden. Niemand, außer ihm. Und er weiß, dass sie ihn eigentlich dafür lieben: „Wichtig ist sowieso nur, dass man zu sich selber passt und dass man nicht auf das hört, was einem die Eltern sagen.“ Es ist diese Mischung aus Chuzpe und Kalkül, die er perfekt beherrscht. Lemke schießt immer scharf.

Dann beginnt die Filmvorführung. „Never go to Goa“, ein Film von 2001, der ein Stück über die indische „Erleuchtungsindustrie“ werden sollte. „Weil mir die ganzen zugekiffen Gurus aber nach drei Tagen auf den Sack gegangen sind“, sagt Lemke, „ist es ein Film über die Entstehung eines Films geworden.“ Ganz hinten im Raum steht die TV-Produzentin Annika Herr im edlen Wintermantel. Eine blasse Schönheit, deren Frisur teurer aussieht als die ganze Einrichtung zusammen. Sie war in Goa dabei, zuständig für die Logistik, aber dann gab ihr Lemke kurzerhand die Hauptrolle. Sie amüsiert sich über Lemkes Sprüche. „Klar, hatte ich bei der Annika auch mal einen Dicken in der Hose“, poltert er ins Mikrofon, „aber da habe ich die Finger von gelassen. Die Annika ist ja eher so der Typ durchklimatisierte Hostess und absolutes Risikomaterial.“ Das Publikum kann sich nicht entscheiden, ob es lachen soll, vereinzelt wird ungläubig gekichert. Die Herren vom Kulturreferat schauen betreten, das Plastikgläschen mit dem Schnaps immer noch in der Hand. In ihren Gesichtern ist die Frage zu lesen: Warum macht der das?

Vielleicht weil dieser Mann sich selbst als Kultfigur entdeckt hat. Weil er irgendwann merkte, dass der ernstzunehmende Spießerschreck



Schwabinger Nächte:  
Seit über 40 Jahren fühlt Lemke  
sich im Underground am wohlsten



Jenseits von Hollywood: Lemke bei der Vorpremiere in der Münchner U-Bahn

eine aussterbende Gattung und Rebellion keine Lebenskunst mehr ist, sondern nur noch eine künstliche Geste. „Jeden zweiten Film schmeiße ich weg, damit niemand sieht, was ich für einen Scheiß gedreht habe.“ Und nach einer kurzen Pause: „Der Mythos Lemke muss schließlich am Laufen gehalten werden.“

Dazu bedarf es der Energie sich zu verweigern, auch mit beinahe 70. Er, der unzählige Nächte zum Tag gemacht hat, sucht darum mit Vorliebe die Nähe derer, die immer an der Kippe stehen. Damals in Schwabing, wo die Halbwelt-Schickeria ihre Cadillacs auf der Leopoldstraße spazieren fuhr, oder – wenn ihm München mal wieder auf den Sack gegangen war – auf der Reeperbahn, bei den harten Kerls vom Matrosenkiez. Die kannten die Welt.

Als Lemke fünf war, sind die Eltern aus dem besetzten Polen nach Düsseldorf geflohen. Das Studium der Philosophie und Kunstgeschichte schmiss er nach ein paar Semestern: „Zeitverschwendung!“ Eine Regieassistentin bei Fritz Kortner, dem großen deutschen Nachkriegsregisseur, brach er ab. Lieber versuchte er es selbst. Der Erfolg

ließ nicht lange auf sich warten. Mit Ira von Fürstenberg drehte er 1967 den Film „Negresco – Eine tödliche Affäre“, ein Techtelmechtel mit Brigitte Bardot wurde ihm nachgesagt, er wohnte mit Andreas Baader in einer WG, feierte mit Andy Warhol in New York und lebte eine Zeitlang im Strom des europäischen Jetsets.

#### **Besoffen und auf Droge**

Der große Wendepunkt in seinem Leben kam 1972, mit dem Film „Rocker“, „dem besten Film, der in Deutschland nach dem Krieg je gedreht wurde“, wie Lemke in aller Bescheidenheit feststellt. Die Begegnung mit echten Rockern aus der Szene hat ihn verändert. „Bevor ich Rocker gedreht habe, war ich reich, hab nur das beste Zeug gehabt. Danach hab ich abgeschlossen mit der Welt, wie sie bis dahin war – mit meiner Welt.“ Seitdem haust Lemke in einer Ein-Zimmer-Wohnung in der Amalienstraße. Unterm Dach, feucht und stickig. Wie einst die Dichter der Schwabinger Bohème, um 1900 herum. Joachim Ringelnatz wohnte gleich um die Ecke in der Schellingstraße. Der gab abends seine Verse

in der Künstlerkneipe „Alter Simpl“ zum besten – für eine Reichsmark und eine warme Leberknödelsuppe.

Lemke könnte sich mehr leisten. Seine Filme verkauft er ans Fernsehen, ab und an dreht er Werbeclips. Doch das Geld steckt er lieber in neue Projekte. Und weil es bei ihm Zuhause mit dem Warmwasser hapert, geht er zum Duschen ins Fitness-Studio. Einen Fernseher besitzt er nicht, auch keinen Computer; nur ein ausrangiertes Faxgerät, dass ihm sein Kumpel „Kiri“ vor zwei Jahren geschenkt hat. Lemke meinte, dass man so was jetzt haben müsse. „Ich bin der beste PR-Manager Deutschlands, eine One-Man-Industrie.“ Er hat ja SMS.

Um dieses unerschütterliche Selbstverständnis zu verstehen, muss man zurück zu „Rocker“. Der Zusammenhalt der Motorrad-Gang, ihre Unberechenbarkeit und die autoritären Strukturen, in die auch Lemke nicht eindringen konnte, haben ihn schwer beeindruckt. Fast scheint es, als sei er hier das erste Mal an seine Grenzen gestoßen und auf Männer, die noch härter waren als er. „Wir hatten keinen Plan, kein Drehbuch, gar nichts, wir waren die

ganze Zeit nur besoffen und auf Drogen. Der Film hat sich eigentlich von selbst gedreht.“ Es ist sein Fixstern, der archimedische Punkt, an dem alles hängt. 1992 versuchte Lemke ein Remake mit dem Titel „Die Ratte“. Aber es war nicht mehr wie früher. „Mein schlechtester Film“, sagt er.

Seitdem schafft sich der Regisseur beim Drehen seinen eigenen Rocker-Apparat. Er diktiert die Regeln und gibt sich unbarmherzig. „Man muss ab und zu mal einen feuern, dann wird der Film besser“, sagt er. Lemke-Drehtage dauern höchstens fünf Stunden, „dann sind die Leute fertig, das ist meine Gladiatorenschule.“

Aber er kann auch anders. Beim Dreh zu „Paul“, 1973, hat er seinen Hauptdarsteller Paul Lyss öfter mal auf der Reeperbahn einfangen müssen, weil der sich vom Set stahl. „Ich hab die Huren, bei denen der Paul war, gekannt“, sagt Lemke schlaue. „Die hab ich angerufen und dann haben die den zu mir zurückgeschickt.“ Ihm glaubt man das sofort. Subtrahiert man vom Gesamtkunst-

werk Lemke die Fama des Regiepu-risten und ewigen Chauvis, dann bleibt immer noch ein verdammt guter Autorenfilmer übrig. Nur: Seine Filme sind das Gegenteil von Kassenschlagern. Im Kino laufen sie kaum, im Fernsehen lediglich im Nachtprogramm. Damit hat er sich arrangiert. „Film ist reiner Kapitalismus. Alles andere ist SPD-Kram“, sagt er.

### **Erotische Achterbahnfahrten**

Er weiß, welche Bilder er von den Darstellern will und die wissen, was sie von ihm kriegen können: Ruhm. Dieses gegenseitige Ausaugen nennt er das „Lemke-Vampir-System“. Mit dem System hat er viele Stars entdeckt. Cleo Kretschmer, Iris Berben, Wolfgang Fierek oder Dolly Dollar. Sie reüssierten in heute vergessenen Streifen wie „Amore“, „Die Sweethearts“ oder „Flitterwochen“. Und ihnen allen gelang mit Lemkes Filmen der Sprung ins Big Business. Deshalb lassen es sich

junge Frauen wohl gefallen, dass er sie in aller Öffentlichkeit dauernd „Schlampen“ nennt.

Auf der Filmparty buhlen später die Journalisten um Motive. Lemke posiert bereitwillig für die Kameras, mit seinen Hauptdarstellerinnen im Arm. Eine von ihnen ist Sina Bianca Hentschel, die in „Schmutziger Sünden“ eine Nymphomanin spielt. Für sie ist Lemke nicht nur Regisseur, sondern auch väterlicher Freund. „Klaus ist unheimlich warmherzig und hat immer einen Rat. Das fängt schon damit an, dass er mir zeigt, wie man den richtigen Gang hinbekommt, wie man sich richtig bewegt.“ Richtig, heißt in dem Fall, weiblich. Oder das, was Lemke, der Playboy, dafür hält.

Lemke-Filme sind Roadmovies, erotische Achterbahnfahrten ohne kulturzivilisatorischen Dünkel. Nichts darf gestellt wirken, bloß kein Theater, das Leben soll den Film drehen. Bevölkert wird dieser Kosmos von Brecht'schen Gestalten: Kleinkriminellen, Zuhältern, leichten Mädchen und jugendlichen Glücksrittern auf der Suche nach der Liebe. Oder nach irgendetwas mit dem sich die Liebe ersetzen lässt: Sex, Drogen, manchmal Gewalt, und vor allem – noch mehr Sex.

„Ich lege Wert darauf, ein anti-intellektueller Regisseur zu sein“, sagt Lemke. Deshalb benutzt er die Frauen und vergöttert sie, deshalb leidet er mit den Männern und jagt sie am Schluss doch alle zum Teufel. Schließlich ist das Leben nur ein Film – auf der Leinwand und davor. Lemke hat auch schon den Titel, er schickt ihn Tage später per SMS, in Versalien: „DIE GANZE VERHURTE DRAMATURGIE DES UNIVERSUMS.“ Irgendwann geht dieser seltsame Film zu Ende, aber Klaus Lemke weiß, dass sein Name darin vorkommt. ■



**Porträt des Mannes als junger Kämpfer: Klaus Lemke schaut sich seinen Film „Rocker“ an**